

MEINE VIER JUGENDJAHRE IN ALTMORSCHEN BEI KASSEL (1902-1906)

Hans Ziegler

(*23.3.1894 Nordshausen bei Kassel - † 4.8.1976 Hofgeismar)

(Auszug aus seinen im Alter niedergeschriebenen Jugenderinnerungen, geringfügig überarbeitet und mit erklärenden Zusätzen in Kursivschrift versehen von Helmut Sander, Kassel.)

Am Ende meines zweiten Schuljahres sollte es für unsere Familie wieder eine grundlegende Veränderung geben. Mein Vater trug sich mit dem Gedanken, in ein festes Arbeitsverhältnis zu kommen; er hatte es satt, hinter seinem (als selbständiger Landschaftsgärtner) verdienten Geld herzulaufen. Eines Tages war es so weit. Ich hatte keine große Lust zu einer Veränderung, die mich in eine andere Schule führen sollte. Es kam aber doch so, schlimmer, als ich es erträumt hatte. Wir zogen wieder aufs Land, "weit weg" von Kassel. Mir kam es jedenfalls so weit vor. Die Reise nach ALTMORSCHEN im Kreise Melsungen bei Rotenburg. Hier hatte sich Vater auf die DOMÄNE HEYDAU verdungen als Gutsgärtner. (In der Literatur ist auch die Schreibweise "Haydau" zu finden.) Es war im Jahre 1902. Es wollte mir garnicht in den Sinn, daß ich nun von all dem mir lieb Gewordenen Abschied nehmen mußte, all den Schulkameraden, den Spielgefährten, den Soldaten (der Husarenkaserne), der schönen (Karls-)Aue. Meinen Schwestern ging es ebenso. Mein Vater schilderte uns aber alles so rosig, daß wir uns damit abfanden.

Der große Tag des Umzuges war gekommen. Es kamen zwei große Erntewagen mit je zwei Pferden von Altmorschen, die die Möbel an Ort und Stelle brachten. Die Familie fuhr mit der Bahn. Die erste Bahnfahrt für uns Kinder, das große Ereignis, das den ganzen Umzug einigermaßen interessant machte! Ich kam mir vor wie ein König, daß ich so eine "lange" Bahnfahrt erleben durfte. Wir fuhren eine Stunde zehn Minuten im Personenzug vierter Klasse. Ich vergesse den Tag nicht, als wir auf den Riesen-Hof kamen. Diese alten Gebäude machten einen eigenartigen Eindruck auf mich. Es war bestimmt keine Freude, sondern vielmehr Wehmut mit etwas Angst vermischt; alles wie in einer fernen, fremden Welt. Und es war mir wohl so, als ob ahnte, was hier alles auf mich zukommen sollte.

Die Domäne war staatlich und verpachtet. Ganz früher, sie stammt wohl aus 14. Jahrhundert, war es ein Nonnenkloster. Der ganze Klosterhof samt eines großen Klostergartens, der noch heute seine (fast) ursprüngliche Einteilung und Anlagen hat, ist mit einer hohen, dicken Mauer umgeben. Rechterhand die Klosterkirche Wohngebäude und einem nochmaligen Innenhof (dem einstigen Kreuzgang). Von diesem Gebäude aus ging ein unterirdischer Gewölbegang hinaus zu einer einen Kilometer entfernten Anhöhe, Kappelberg genannt. Der Gang war aber nicht mehr betretbar, nur ein ca. 50 m langes Stück wurde als Keller benutzt. An der Stirnseite des Hofes steht das Herrenhaus. Der Kirche gegenüber stehen Stallgebäude, Wohnhaus und Scheunen. Zunächst bekamen wir eine Wohnung im zweiten Stock in dem Wohnhaus neben den Stallgebäuden. An der Wohnung lag ein großer Saal, der

früher als Betsaal von den Nonnen benutzt worden war. Es hat sehr lange gedauert, bis wir Kinder uns einigermaßen akklimatisiert hatten. Daß wir uns nicht so schnell gewöhnten, lag mit daran, daß sich die Erwachsenen auf dem Hof und im Dorf viel Spukgeschichten erzählten. Die unheimlichsten Dinge wurden erzählt, was früher hier alles sollte passiert sein. Ich werde noch darauf zurückkommen.

Mein Vater hatte mit dem Gutspächter namens Ehrbeck einen Kontrakt geschlossen. Nach diesem Kontrakt bekam er monatlich 60,- Mark Gehalt, freie Wohnung, freien Brand, einen halben Morgen Land, einen kleinen Garten. Außerdem rechnete der Gutspächter damit, daß alle arbeitsfähigen Kinder auf dem Gute mitarbeiteten, machte dies aber nicht zur Bedingung, wohl deshalb nicht, weil es nicht zulässig war, solches kontraktlich festzulegen. Als Gegenleistung hatte mein Vater den großen Gutsgarten zu bewirtschaften: Sehr viele Obstbäume (an der ganzen langen Mauer standen Sauerkirschenbäume), Gemüseflächen und Blumenanlagen. Hilfskräfte mußte er bei der Gutsverwaltung anfordern. In erster Linie waren das seine Kinder. Im ersten Jahr unseres Hierseins hatte ich noch Ruhe. Ich war erst acht Jahre alt und noch viel zu schwach. Als ich neun wurde, konnte der Tanz beginnen. Leichte Arbeiten im Garten, Beerenpflücken, Unkrautzupfen usw. waren an der Tagesordnung.

Die Schule war für mich zunächst eine Katastrophe. Meine Klassenkameraden betrachteten mich als Fremdling, der nicht ins Dorf gehörte, den Städter, der nicht zu ihnen paßte. Ich vergesse den ersten Schultag nicht. Alle standen sie um mich herum und bemusterten mich in meinen knielangen Hosen. Im Dorfe wurden lange Hosen getragen. Teils wurde ich verlacht und "Kasseläner Windbiedel" beschimpft. Es sollte noch lange so bleiben, obwohl ich mir alle Mühe gab, guten Kontakt zu bekommen. Hatte ich einen oder zwei Freunde gefunden, dann wurden diese von den älteren Jungen wieder aufgehetzt. Der Zuverlässigste schien mir der Pfarrerssohn zu sein und an den klammerte ich mich. Er wurde dann auch mein treuester Spielkamerad. Sehr oft kam er auf den Hof, wo wir ein großes Feld zum Spielen hatten. Das ging ein halbes Jahr gut. Mein guter Freund, mit dem ich auch oft meine Schulaufgaben machte, wurde krank. Wochenlang lag er zu Bett. Ich durfte ihn ab und zu besuchen. Der Pfarrer und seine Frau waren immer sehr nett zu mir. Eines Tages wollte ich ihn wieder besuchen, ich durfte aber nicht mehr zu ihm ins Zimmer. Am anderen Tag war er tot. Mit neun Jahren mußte er an einer bösen Krankheit sterben. Das war für mich furchtbar. Am Tage vor seiner Beerdigung durfte ich noch einmal an seinen Sarg, ich durfte ihn noch einmal sehen und Abschied nehmen - für immer. Noch heute sehe ich ihn genau vor mir. - Ich hatt' einen Kameraden. (Anm. O.W.: Ludwig Eberhard Jungmann, † 12.02.1906)

Meine Schwestern hatten nicht so sehr unter der "Fremdherrschaft" zu leiden. Mädchen sind eben doch nicht so rüpelhaft wie die Jungen. Nun, mit der Zeit ging es auch mit mir so leidlich; ich versuchte immer mehr, mich durchzusetzen. Als ich neun Jahre alt geworden war, wurde ich immer mehr zur Arbeit herangezogen. Besonders in den Ferien mußte ich ganze Tage arbeiten. Im Sommer wurde von früh sechs Uhr bis abends sieben Uhr, mit einer halben Frühstücks-, einer halben Vesper- und einer Stunde Mittagspause, geschafft. In der Hochsaison arbeiteten viele Kinder und auch erwachsene Mädchen aus dem Dorf mit. Auch kamen in dieser Zeit alljährlich ca. 30 Polen (Männer und Frauen) auf den Hof, um das

Getreide zu schneiden und zu bündeln. Fast alles wurde damals noch mit der Sense geschnitten, auch das Gras. Es war keine Seltenheit, daß zum Heuwenden ca. 30 Kinder angetreten waren.

Wenn es irgend ging, beschäftigte mich mein Vater im Garten, aber das klappte bei weitem nicht immer. Die Gutsverwalter waren mächtige Leute und bestimmten einfach über den Kopf meines Vaters hinaus. Es waren für uns Kinder harte, anstrengende Jahre. Kaum waren wir mittags aus der Schule gekommen, dann mußten wir auch schon antreten zum Arbeiten. Die Wege waren oft sehr weit. Zur Domäne gehörten ca. 2000 Morgen Feld und Wald. Kamen wir abends spät zurück, dann waren wir schach-matt. Beim Schulaufgabemachen fielen mir schon die Augen zu. Oft wurden sie auch gar nicht gemacht. Hatte man das Pech, daß der Lehrer dahinter kam, dann hagelte es eine Tracht Prügel. Die Lehrer müssen früher schon mit einem Knüppel auf die Welt gekommen sein, denn ohne einen Stock konnten sie nicht unterrichten. Was war das überhaupt früher für eine Menschenschinderei! Ein Kind, das ab 7 Uhr früh bis 12 Uhr mittags in der Schule sitzt, dann kaum Zeit zum Essen bekommt, weil es sich um 1 Uhr schon wieder zum Arbeiten melden muß, um halb acht todmüde von der Plackerei nach Hause kommt und dann begreiflicherweise nicht mehr fähig ist, Schulaufgaben zu machen, war doch mehr als überfordert. Aber niemand kümmerte sich um diese Kinderarbeit. Nur meine Mutter versuchte es oft zu hintergehen, daß ich mit zur Arbeit mußte. Aber mit der Zeit wurde sie von dem Oberverwalter und auch von dem Domänenpächter durchschaut und es gelang ihr nicht immer, mich von der Arbeit frei zu bekommen. Ja, mit der Zeit war es so, daß ich mich gar nicht zurückhalten ließ. Ich verdiente sehr gerne Geld und es war mir auch immer eine besondere Genugtuung, wenn mich die Verwalter als Vorbild hinstellten. Mein Ehrgeiz war es, in den Sommer- und Herbstferien volle Tage zu arbeiten und am Sonnabend meiner Mutter einen vollen Wochenlohn auf den Tisch zu legen. Bis zum 13. Lebensjahr bekamen wir für einen 10stündigen Arbeitstag 80 Pfennig, vom 13. bis zum 15. Jahr 1,- Mark. Verpflegung gab es nicht.

Wir mußten oft sehr weite Märsche zurücklegen, um auf die ausgedehnten Felder zu kommen. Riesenäcker waren mit Bohnen besät, die von uns Kindern gehackt werden mußten. Stundenlang die Hacken schwingen, ging in den ganzen Körper, besonders in die Arme. Wieder andere weite Fluren waren mit Zuckerrüben oder Futterrüben bebaut, die bei ca. 10 cm Größe gehackt und verzogen werden mußten. Hierbei bekam jedes Kind zwei Reihen, die 40 cm Abstand voneinander hatten, zugeteilt. Auf den Knien rutschend, mußten alle die Pflänzchen entfernt werden, die zwischen einem Abstand von ca. 40 cm innerhalb einer Reihe standen. Nur ein Pflänzchen durfte jeweils stehenbleiben. Dieser Arbeitsprozeß konnte Verwaltern nie schnell genug gehen. Manche Hose wurde dabei vor den Knien durchgerutscht, und meine Mutter brauchte sich über Flickarbeit nicht zu beklagen. Die Mädchen banden sich alte Säcke vor die Beine. Ich sah zu, daß ich mit meinen beiden Reihen immer vorweg war, was wohl gern von dem Verwalter, aber nicht gern von meinen Mitarbeitern gesehen wurde. Bei den Letzten zu sein, war keine Ehre und nicht empfehlenswert. Ging doch hinter denen der Verwalter meistens ermahnend und nicht selten schimpfend auf und ab. Oft wurde mit 10 Pfennig Abzug vom Tagelohn gedroht und auch in die Tat umgesetzt.

In der Erntezeit hatten wir ganze Felder mit Garben aufzustellen. Die Polen schnitten das Getreide, ihre Frauen banden die Garben mit Strohseilen. Um schneller fertig zu werden, wurde recht viel Getreide in eine Garbe gebunden, die folglich recht schwer wurde zum Unterschied von den Garben eines Selbstbinders, den es damals auch schon gab und der von den großen Gütern angeschafft werden konnte. Wir wurden über die Felder, ich möchte sagen, gehetzt, im Laufschrift mußten wir die Garben zusammentragen, besonders, wenn ein Gewitter drohte, und nicht selten war das der Fall, daß wir davon überrascht wurden. Weit und breit kein Unterschlupf. Strömenden Regen mußten wir über uns ergehen lassen. Ging es schnell vorbei, blieben wir auf dem Felde, und die Sachen trockneten auf dem Leibe. Nur, wenn keine Aussicht auf schnelle Wetterbesserung war, wurde der Rückmarsch zum Hof angetreten. Eine lange Straße unter hohen Bäumen mußte unter oft ständigem Blitzen und Donnern passiert werden. Wir hatten dann immer große Angst, es könnte uns einmal ein Blitz treffen, aber es hat immer gut gegangen.

Nicht gern stellten wir Gerstengarben auf. Die an den Ähren sitzenden fingerlangen Kaben (Grannen) setzten sich überall ins Zeug und stachen in Arme und Hände. Die viel vorkommenden Disteln taten das Übrige. Arme und Hände sahen immer aus, als wenn sie mit einer Kartoffelreibe bearbeitet worden wären. Wenn es irgendwie ging, wurde bei der Arbeit barfuß gegangen, auch in den Stoppelfeldern; daran waren die Füße mit der Zeit gewöhnt. Meine Mutter hätte auch sonst die Strümpfe nicht alle anschaffen können.

Beim Einfahren des Getreides mußte auch immer eine Anzahl Kinder in den Scheunen die Garben weiterreichen; wurden sie doch bis unter die Dächer geschichtet. Da waren wir immer froh, wenn wir leichtere Selbstbindergarben zu transportieren hatten. Die sogenannten "Polen-Garben" ließen uns aus dem Schwitzen nicht herauskommen. Wenn dann noch zwei Polen gleichzeitig die großen Fuder abluden (sie machten dies im Akkord), wurden wir sehr oft, weil wir mit dem Weiterreichen nicht mitkamen, unter den Garben "begraben". Abends waren wir von oben bis unten mit einer Schmutzkruste überzogen. Bei günstigem Wetter badeten wir in der Fulda, sonst ging es in einen "Stunz". Meine Mutter hatte alle Hände voll zu tun, die Kleider für den nächsten Tag wieder einigermaßen herzurichten.

Oft habe ich auch geholfen, die Ochsen zu hüten. Ca. 100 Ochsen weideten auf nicht umzäuntem Feld. Vier bis fünf Jungen mußten sich um das Feld verteilen und gut aufpassen, daß die Tiere keinen Abstecher etwa über die Bahnlinie oder dergleichen machten. Dies machten wir gar nicht ungern; es galt als "Druckposten", weil es ja leichte Arbeit war. Einmal waren die Ochsen in der Nähe der Bahnlinie auf einem großen Mischfutterfeld zu hüten. Das Mischfutter war mindestens 70-80 cm hoch. Es hatte stark geregnet. Ein Verwalter holte mich als Verstärkung von einer anderen Arbeit weg und befahl mir, das Hüten mit zu übernehmen. Ich war schon vollständig durchnäßt und lehnte ab. Das war ihm noch nicht vorgekommen. Er wiederholte seinen Befehl. Ich weigerte mich strikt mit dem Hinweis, daß ich schon vollständig durchnäßt sei und nicht mehr in das sehr nasse, hohe Futter gehen könnte, zumal ich schon einen starken Husten hätte. Er ritt davon mit der lautstarken Bemerkung, daß er mich nunmehr Herrn Ehrbeck melden würde, und das hat er auch getan. Am nächsten Tag mußte ich mich bei dem Gutspächter melden. Der Chef hatte sehr schlechte Laune und war über meine "Befehlsverweigerung" sehr ungehalten. Meine

Einwände ließ er nicht gelten, schimpfte mich aus, bestrafte mich mit 20 Pfennig Lohnabzug und sagte, daß er mich bei keiner Arbeit mehr sehen wollte. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich, der sonst von allen Verwaltern, vom Chef selbst usw. wegen meiner guten Arbeit immer sehr geschätzt wurde, wurde nun von der Arbeit disqualifiziert, und was mir gar nicht in den Kopf wollte, die 20 Pfennig Lohnabzug! Ich berichtete meinem Vater und meiner Mutter. Meine Mutter freute sich, sie sagte wörtlich: "Dann brauchst du dich nicht mehr zu schinden und der Herr Ehrbeck kann seinen Kram alleine machen!" Mein Vater hatte es richtig vorausgesehen: "Das wird nicht lange dauern", meinte er nur.

Und richtig. Am nächsten Tag saß ich vor der Haustür auf der Treppe und beobachtete die Kinder, als sie mit Hacken auf den Schultern zum Krummetmachen ausmarschierten. Sie beneideten mich, weil ich nicht mitbrauchte. Mir selbst war garnicht wohl. Ich kam mir vor wie ein Ausgestoßener und hatte großen Kummer, daß ich meiner Mutter nun kein Geld mehr abliefern konnte. Im Abstand von 50 m kam Herr Ehrbeck hinter den Kindern her. Als er an mir vorbei kam, stand ich auf und grüßte. Er beachtete mich nicht, kaute auf einem Strohalm und schlug in gewohnter Weise mit der Reitpeitsche an den rechten Stiefel. Als er ca. 10 m vorüber war, drehte er sich plötzlich um und sagte ziemlich barsch und laut: "Was sitztest du da!" Ich sprang auf und sagte: "Ich habe doch begrüßt!" Ich glaubte, daß er das nicht bemerkt habe, und deutete seine Frage so. Das meinte er aber nicht und fragte: "Warum arbeitest du nicht?" Ich: "Sie haben doch gestern gesagt, ich soll nicht mehr arbeiten!" - "Ach, Quatsch, ich kann keine Faulenzer gebrauchen, mach, daß du hinterher kommst!" Ich traute meinen Ohren nicht, lief, so schnell ich konnte, in den Geräteschuppen, holte mir eine Harke und lief, um die Kinder einzuholen. Jetzt trauten diese ihren Augen nicht. Besonders meine beiden Schwestern, die dabei waren. Fragen über Fragen wurden an mich gerichtet, wieso ich nun doch zur Arbeit ginge. War doch das einzige Thema unter allen Arbeitern meine Disqualifikation gewesen. Ich war in bester Stimmung, froh, ja sehr froh darüber, daß ich wieder arbeiten durfte. Noch keine Stunde hatte ich also gebummelt. Ich war wieder dabei. Die Schande war von mir genommen. In meiner freudigen Erregung habe ich den Kindern nicht die Wahrheit gesagt. Ich habe sie zum Besten gehalten und so getan, als ob ich ohne Erlaubnis einfach von mir aus nachgekommen sei. Man erklärte mich von allen Seiten als dumm, da ich ja sicher keinen Pfennig für unerlaubte Arbeit bekommen würde. Besonders meine Schwestern sagten mir immer wieder, daß ich nach Hause gehen sollte. Dem Verwalter, der die Kinder führte, berichtete ich wahrheitsgetreu. Als Vesperpause war, hatte ich kein Brot mit. In der Eile hatte ich daran nicht gedacht. Ich bekam auch von niemandem etwas. Alle sagten: "Geh doch nach Hause!" Es war Feierabend, ich kam nach Hause. Meine Mutter: "Ach, Junge, wo warst du den ganzen Nachmittag, du solltest mir doch etwas besorgen?" Ich berichtete. Meine Mutter setzte sich gleich hin und kam aus der Verwunderung nicht heraus. Später mein Vater: "Na, was habe ich gesagt?" Er hatte Recht behalten. Auch die 20 Pfennig Strafe wurden mir erlassen, weil ich mich doppelt angestrengt hatte bei der Arbeit.

Wieder einmal war ich wochenlang beim Vater im Garten tätig. Ich erinnere wie ich beim Erdbeerpflücken die Prachtexemplare (es waren so ca. 30 Stück ein Rhabarberblatt gelegt hatte. Ich wollte sie heimlich meiner Mutter mitnehmen. Auf einmal kam unverhofft die junge Frau Ehrbeck zu mir und sah auch gleich die abgesonderten schönen Erdbeeren. "Was

soll denn das, wozu sind diese aussortiert?" Ich war zunächst erschrocken, schaltete aber gleich und sagte: "Die wollte ich Ihnen bringen, gnädige Frau!" - "Das ist aber schön von dir, mein Junge, da kann ich sie mir ja gleich mitnehmen, dankeschön!" Ich war meine schönen Erdbeeren los.

Kirschenpflücken mußte auch immer im Eiltempo gehen. Dabei konnte mein Vater nur sehr fleißige Jungen gebrauchen. Gewiß konnten wir essen, so viel wir wollten. Mein Vater stand immer auf dem Standpunkt: Wenn die Mäuse satt sind, schmeckt das Mehl bitter. Die werden schon aufhören zu essen, wenn sie genug haben; so war es ja auch. Scherzhafterweise sagte er oft: "Ihr sollt doch pfeifen beim Pflücken!"

Im Herbst wurde es immer etwas ruhiger, doch gab es noch mancherlei zu tun. Beim Kartoffelroden waren wir Kinder noch sehr engagiert. Auch beim Rübenern-ten mußten wir helfen. Die drei Wochen Herbstferien waren nur für die Arbeit da. Ich habe meistens den Rekord gehalten und alle Ferientage von morgens sechs bis abends sieben Uhr gearbeitet.

Jeden Sonnabend wurde der Riesenhof gekehrt, was mir vom Oberverwalter gern mit noch zwei Jungen übertragen wurde. Der Weg zur Kirche mußte besonders sauber sein. Er behauptete immer, daß der Hof nur dann richtig sauber sei, wenn ich mit dabei gewesen wäre. Nun, enttäuscht habe ich ihn auch nie. Ich hatte meine Freude daran, wenn kein Strohhalme mehr zu sehen war.

Im Winter haben in der Regel keine Kinder vom Dorf gearbeitet. Für mich hatte der Oberverwalter aber immer etwas zu tun. Wenn ich mich blicken ließ, hatte er mich auch schon engagiert. Darunter waren auch Arbeiten, die ich nicht gerade gern verrichtete. So mußte ich des öfteren allein in den Gewölbekeller, um dort lagernde Kartoffeln zusammenzuschaukeln. Kaum ein Lichtstrahl fiel in den unheimlichen Keller. Eine spärlich leuchtende Stalllaterne ließ durch die Schattenwirkung noch alles ängstlicher erscheinen. Fledermäuse hingen zu Dutzenden in den Ecken und schwirrten mir um den Kopf. Wenn ich einen Augenblick die breite Kartoffelgabelruhen ließ, um zu verschlafen, war eine Totenstille in dem Gewölbe; nur ein Ohrensausen war zu hören, von Fledermausgeräusch unterbrochen. Einmal wurde bei einer solchen Verschlaufpause kurz vor meine Füße ein Brett geworfen. Ich erschrak derart, daß ich laut aufschrie und nach der Laterne faßte, die dabei umfiel und erlosch. Nun war es ganz und gar mit meiner Fassung vorbei. Ich tastete, so schnell es möglich war, dem Ausgang zu, mehrmals dabei hinfallend. Irgend je-mand hatte mir einen Streich gespielt. Es ging aber auf das Konto des "Spukes". Verging doch fast kein Tag, wo nicht jemand irgendeinen Spuk "erlebt" hatte. Ich ging jedenfalls nie wieder allein in das Kellergewölbe.

Für meine Freizeit hatte ich von der "gnädigen Frau" eine Sonderaufgabe bekommen. Auf dem Hof wurden sehr viele Hühner gehalten. Nicht alle Hühner legten ihre Eier in den Hühnerstall, sondern viele legten "weg", d.h. sie suchten sich eine ihnen passende Legestelle in den Scheunen, im Gestrüpp zwischen großen Steinen, Brennesseln usw. Ich hatte die Aufgabe, diese weggelegten Eier zu suchen und abzuliefern. Mit der Zeit hatte ich darin eine große Routine. Ich kannte jedes Fremdnest, ließ immer ein Ei liegen, denn die Hühner legen

in dasselbe Nest nur wieder, wenn nicht alle Eier entfernt werden. Sie betrachten es sonst als gestört und suchen sich ein neues Versteck. Es gab aber auf dem Hof auch illegale Eiersucher. Damit schließlich von denen nicht noch mein Nestei gestohlen wurde, habe ich in bekannte Nester nur eine Eierschale gelegt. Das Ei habe ich ausgetrunken. Ich wollte ja auch leben. Ich habe die Hühner förmlich studiert. An ihren Bewegungen, ihrem Getue, ihrem Gegacker usw. wußte ich genau, ob sie legen wollten oder gelegt hatten. Z.B. ein ganz langgezogenes Gackern heißt: Ich will legen! Dazu kommt die Bewegung mit dem Kopf (eine suchende Bewegung). Ein lautes, freudiges Gegacker und anschließendes Wassertrinken ist das Zeichen dafür, daß das Huhn sein Ei gelegt hat. Nach solchen Beobachtungen habe ich meine Dispositionen getroffen. Für zwanzig gefundene Eier bekam ich 10 Pfennig. Es war für mich eine ganz schöne "Nebeneinnahme". Jeden Pfennig lieferte ich meiner Mutter ab, keinen nahm ich für mich in Anspruch. Wenn ich mich unbeobachtet fühlte, habe ich auch oft einen Teil der gefundenen Eier meiner Mutter gebracht. Wir selbst durften uns keine Hühner halten und das sah ich für ungerecht an, deshalb hatte ich dabei ein ruhiges Gewissen. Es dauerte nicht lange, da konnte ich das Hühnergegackere und den Hahnenschrei genau imitieren.

Eines Tages trug sich folgendes zu. Ich war wieder auf Eiersuche. In einer Tenne war ein Huhn hoch oben in das gelagerte Stroh geflogen. Ich wartete eine Zeitlang und beobachtete, ob das Huhn bald gackernd wieder herunterkommen würde. Ein bekannter Junge aus dem Dorf hatte sich inzwischen zu mir geseilt, was mir garnicht paßte, ich wurde ihn aber auch nicht los. Das Huhn kam und kam nicht aus seinem Versteck. In der Annahme, ich könnte es beim Abflug vielleicht übersehen haben, machte ich mich die Leiter hinauf auf die Suche. Ich fand das Huhn noch sitzend und schlich mich wieder herunter. Inzwischen war der Junge verschwunden. Ich sah mich nach ihm um, konnte ihn aber nirgends entdecken. Dann ging ich wieder in die Tenne, um noch einmal nachzusehen. Ich war hoch oben auf der Leiter und faßte in die Gegend, wo das Huhn gesessen hatte. Das hatte zur Folge, daß es laut gackernd vom Nest in die Tenne flog und das noch nicht fertig gelegte Ei dabei verlor, welches auf die Tenne klatschte. Just im selben Moment kam die "gnädige Frau" zum Scheunentor herein und war bitterböse: "Du läßt ja den Hennen überhaupt keine Ruhe zum Legen! Von heute ab suchst du mir keine Eier mehr, ich will dich nicht mehr dazu haben!" Der weggelaufene Junge hatte mich verpetzt. Das Fallei ließ die "gnädige Frau" durch die Köchin auf einen Teller kratzen. Die schimpfte und meinte: "Wozu soll man so etwas gebrauchen?" Am anderen Tag hat sie meiner Mutter berichtet, daß sie das Ei gleich in das Spülfaß geworfen hätte.

Es vergingen acht Tage, da mußte unsere "gnädige Frau" wohl gemerkt haben, daß nun weit weniger Eier aufkamen, denn immerhin brachte ich täglich 10-15 Eier an, manchmal sogar mehr, wenn ich mal wieder ein ganzes Nest fand. Ich mußte zu ihr kommen. "Wir wollen die Sache vergessen, nun such mal die Eier wieder. Bist einverstanden?" - "Jawohl, gnädige Frau", sagte ich und war froh, daß ich wieder legal werden konnte, denn ich war inzwischen nicht untätig gewesen und hatte für UNS weitergesorgt.

In dieser Zeit wurde meine Schwester Lisbeth konfirmiert. Von jedem Konfirmanden bekam der Pfarrer 20 Eier zu Ostern, das war so Brauch. Ich hatte dafür ge-sorgt, daß sie vorhanden

waren.

Dutzende von Eiergeschichten könnte ich erzählen, doch nur eine möchte ich noch zum Besten geben. Die Herrschaft war für ein paar Tage verreist. Auf dem Hofe stand ein großer Hühnerwagen mit zwei Schlupflöchern für die Hühner. Der Wagen wurde dazu benutzt, um eine größere Anzahl Hühner auf das Feld zu fahren, damit sie das Ungeziefer hier auffraßen. Tagelang hatten viele Hühner in den Wagen gelegt, ohne daß die Eier entnommen wurden. Ich steckte meinen Kopf durch Schlupfloch und entdeckte sie. Ich rechnete schon aus, was das für eine Einnahme für mich werden könnte. Ich versuchte nun, mich ganz durchzuzwängen, und es gelang auch. Vor Aufregung wußte ich garnicht, wie ich es beginnen sollte, und steckte erst einmal in jede Hosentasche zwei Stück. Dann brachte ich ein ganzes Teil in die Nähe der Löcher. Jetzt hörte ich Schritte und schon erschien in einem Loch der Kopf des Oberverwalters. Er mußte mich sicher beobachtet haben. "So ist das ja nun wirklich nicht gemeint, daß du im Hühnerwagen die Eier suchen sollst, ich werde der 'gnädigen Frau' berichten!" Er verschwand und ich zwängte mich wieder durch ein Loch hinaus, ohne an die Eier in der Hosentasche zu denken, die mir alles verklebten. Die Eier, die ich an die Löcher gelegt hatte, holte ich in der Abenddämmerung. Den Verwalter bat ich um "gut Wetter". Er hat mich nicht gemeldet.

Es fallen mir einige Begebenheiten ein, die sich in der Schule zutrugen. Lehrer Gerold erzählte uns von Kassel und der Wilhelmshöhe. Er schilderte uns den Herkules und sagte, daß im Kopf des Herkules ein Tisch mit daransitzenden vier Personen Platz hätte. Von den Kindern hatte noch niemand den Herkules gesehen. Aber ich war ja "Experte" und ließ die Aussage des Lehrers nicht unwidersprochen. Ich erklärte ihm glatt heraus, daß das nicht stimmte (und tatsächlich stimmt es ja auch nicht). Der Kopf ist kleiner (Kopfbreite in Stirnhöhe 1,10 m). Da wurde er fuchsteufelswild und versetzte mir ein paar Mauschellen. "Kommt so ein Lümmel von Kassel und will einen Dorflehrer belehren! Ich werde zu deinem Vater gehen, eine Frechheit!" Lange noch hat er mir das nachgetragen. Hätte ich meinen Mund gehalten! Er ging zu meinem Vater; ich hatte ihm schon selbst den Vorfall berichtet. Mein Vater sagte ihm: "Weshalb erzählen Sie einen solchen Unsinn? Der Junge kennt den Herkules, gucken Sie sich ihn erst einmal näher an und orientieren Sie sich richtig!"

Ein anderesmal war große Aufregung. Wir hatten Nachmittags-Unterricht Geogra- phie. Ich war schon im Klassenzimmer, da kam meine Schwester Lisbeth mit ei-nem Trupp Mädchen herein und machte den größten Blödsinn mit ihm. Drei Jahrgänge hatten zusammen Unterricht. Was war los? Ich konnte es nicht deuten, hörte nur einmal das Wort "betrunken". Da kam auch schon der Lehrer. Alle waren still, nur meine Schwester war ziemlich unruhig. Die Landkarte von Deutschland war schon aufgehängt. "Wo waren wir stehen geblieben?" fragte der Lehrer und wurde auf das unmögliche Gebaren meiner Schwester aufmerksam. Er drückte ihr den großen Zeigestock in die Hand und fragte: "Wo liegt Berlin?" Sie griff den Stock und schlug mit der ganzen Länge auf die Karte, daß beinahe der Kartenständer umgeflogen wäre, und sagte: "Do lights!" (Da liegt es!) Der Lehrer wußte nicht, was er sagen sollte. Die Mitschülerinnen riefen: "Sie ist betrunken!" Wie war das möglich? Dann ging er mit mir vor die Tür und stellte die Frage, wie so etwas nur denkbar sei, daß meine Schwester

besoffen in die Schule käme. Das sei doch eine Ungeheuerlichkeit und kaum zu glauben. Ich konnte ihm nur sagen, daß ich keine Ahnung hätte. Sie bekam eine tüchtige Tracht Prügel, aber nüchtern wurde sie davon nicht. Wie war das nun geschehen: Bevor meine Schwester zur Schule ging, hatte sie mit der gleichaltrigen Tochter des Wirtes Schnapsflaschen im Keller nachgefüllt. An den Kümmel- und Pfefferminz-Fäßchen hatten sie sich gütlich getan. Die Tochter des Wirtes war vorsichtigerweise nicht in die Schule gegangen. Meine Schwester war beobachtet worden, wie sie mitten in dem Dorfbach herauf zur Schule kam. Ich wunderte mich, wieso sie pitsche-putsche naß war und ständig die nasse Schürze auswang und dann wieder darauf herumkaute. Der Lehrer besuchte mal wieder meinen Vater, um sich hier Aufklärung zu holen. Ich schämte mich, eine solche Schwester zu haben.

Meinen Lehrer Degenhardt hatte ich einmal sehr erzürnt. Nach einem arbeitsreichen Tage war ich in der Schule sehr abgespannt und müde und am Unterricht desinteressiert, zumal wir den Stoff schon einmal durchgenommen hatten. Ich fragte meinen Nebenschüler, der ein Stotterer war, etwas, bekam aber keine Antwort, weil er dem Lehrer gut zuhörte. Das paßte mir nicht und ich sagte dann zu ihm, er solle doch nicht hinhören, das sei ja doch alles Quatsch. Obwohl ich ihn auf die Füße trat, stand er auf und sagte zum Lehrer: "D-d-der Zie-Zie-Ziegler ha-hat ge-ge-sagt, d-das w-w-wär d-doch nicht wahr, was Sie da-da sagen!" Oh je, ich dachte, die Decke bräche über mir zusammen. Das hatte böse Folgen. Es setzte eine schreckliche Tracht. Der Pfarrer wurde unterrichtet, natürlich auch meine Eltern. Mein Vater beruhigte den Lehrer und bedeutete ihm, daß ich ein kleiner Witzbold sei und er solle dies einmal von der Seite sehen. Selbstverständlich hat er mich ermahnt, und ich habe ihm versprochen, das nicht wieder zu sagen. Gehauen hat mich mein Vater aber nie. Er regelte alles nur mit Worten, damit hat er großen Erfolg gehabt.

Zuhause bekamen wir Familienzuwachs, meine jüngste Schwester Gretel wurde geboren, nun waren wir acht. Davon sechs im Haus. Meine Mutter hatte es nun noch schwerer. Sie tat mir immer leid. Als die Kleine vierzehn Tage alt war, wäre sie uns beinahe gestorben. Dreimal innerhalb drei Tagen ist ihr Herz stehengeblieben. Durch heftiges Rütteln und Massieren ist sie jedesmal wieder zu sich gekommen.

Die Wohnung, die wir nun schon über zwei Jahre bewohnten, wurde baufällig. Wir mußten umziehen ins gegenüberliegende Klostergebäude. Hier wohnten wir im ersten Stock. Parterre war ein Molkereibetrieb, der uns auch mit Milch, Butter und Käse belieferte. Butter war für die damaligen Verhältnisse schon teuer und kostete das Halbe-Pfund-Stück 60 Pfennig. Sie kam auch kaum auf den Tisch. Nur der Vater bekam sie öfters zum Frühstück. Ein wenig Butter, ein Magerkäse für 3 Pfennig und ein "Kännchen" Schnaps waren fast immer sein tägliches Frühstücksgedeck. Die Butter konnte ihm schon einmal fehlen, aber der Schnaps mußte sein (der Vater wurde fast neunzig Jahre alt). Stark ausgetretene Steinstufen führten neben dem Kirchengang zum oberen Hauptgang, an dem unsere Wohnung lag. Auf der Treppe wurde die Kirchenglocke geläutet. Ein langer, dicker Strick hing von der Glocke hoch oben im Turm bis hier herunter. An dem Gang wohnte nur noch die Familie des Molkereiverwalters. Uns Kindern paßte der Umzug garnicht, denn in diesem Gebäude gingen "Gespenster" um. Immer wieder wollte jemand so einen Geist gesehen haben. Ich habe zwar nie ein Gespenst gesehen, aber viel davon geträumt und konnte nicht immer

unterscheiden, ob gesehen oder geträumt. Das Kellergewölbe war der schon beschriebenen Fledermaus-Kartoffelkeller, in den ich nicht mehr allein hineinging. Das ganze Gebäude war sehr kalt und im Winter durch die primitive Ofenheizung nicht warm zu bekommen. Meine Zehen waren stets angefroren. Es war sehr oft eine bange und schmerzvolle Stunde morgens, wenn die Füße in die steifen Rindlederschuhe sollten. Nicht selten ging ich dann in selbstgefertigten Hausschuhen in die Schule.

Der Kirchgang am Sonntag war selbstverständlich. Der Lehrer kontrollierte. Konnten wir einmal nicht, dann hatten wir uns zu entschuldigen. Ich entsinne mich, wie an einem Weihnachtstag Abendmahl für die Erwachsenen war. Das dauerte immer lange, und weil die Kirche nicht geheizt werden konnte, brauchten wir Kinder zu dieser Zeremonie nicht zum Gottesdienst. Ich wußte es aber nicht und ging gewohnterweise schon rechtzeitig auf meinen Platz an der Orgel auf der Empore. Das Kirchenschiff füllte sich. Ich wunderte mich, daß keine Kinder kamen. Da kam der Lehrer, setzte sich an die Orgel und spielte. Immer noch war ich allein. Der Gottesdienst begann und zog sich unendlich lange hin. Ich fror wie ein Schneider. Der Lehrer sah, wie ich vor Frost zitterte, und steckte mir meine Hände in die Hosentaschen (was ich mir nicht getraut hätte), gestattete mir aber nicht, die Kirche während des Gottesdienstes zu verlassen. Wie ich in diesen zwei Stunden gefroren habe, ist kaum zu beschreiben. Noch einmal passierte mir das nicht.

Ein großer Tag stand uns bevor: Ein Schulausflug nach Melsungen sollte gemacht werden. Hin zu Fuß und Rückfahrt mit der Eisenbahn. Das sollte wieder ein Erlebnis werden. Mitbringen mußten wir Verpflegung für den ganzen Tag, 10 Pfennig für Kaffee-Aufschütten, etwas gemahlenen Kaffee und 25 Pfennig für die Bahnfahrt. Meine Schwester Lisbeth und ich bekamen von der Mutter je 50 Pfennig. Wir hatten also jeder noch 15 Pfennig für "sonstige Ausgaben". Wir waren zwei Stunden unterwegs, dann wurde gefrühstückt. Vom Vater hatte ich wegen guter Führung extra 50 Pfennig bekommen. Ich war "reich". Ich nahm die 50 Pfennig mit, aber mit dem Vorsatz, sie auf keinen Fall auszugeben. Meiner Schwester Lisbeth sagte ich nichts davon, sonst hätte ich bestimmt keinen Pfennig behalten. Beim Frühstück wurden die 10 Pfennig Kaffeegeld eingesammelt. Der Lehrer eröffnete uns, daß er das Rückfahrgeld erst am nächsten Schultag einsammeln wollte. Er wollte es vorerst auslegen. Für meine Schwester war nun der Startschuß gegeben. Es dauerte lange, da waren ihre 50 Pfennige umgesetzt und sie wollte schon an mein Fahrgeld. Ich blieb eisern. Wir dachten schon an die Rückfahrt, da hatte ich, bis auf die 10 Pfennig Kaffeegeld, mein gesamtes Geld noch. Einem Mitschüler hatte ich da-von erzählt. Dieser hatte nicht dicht gehalten und meiner Schwester geklatscht. Nun kannte ihre Bettelei keine Grenzen. Ich habe ihren "Leichtsinn" aber nicht unterstützt. Erst kurz vor der Nachhausefahrt habe ich mir dann ein Glas Quatsch gegönnt (das war ein Schuß Himbeersaft mit Wasser und kostete 10 Pfennig). Dabei blieb es. Ich freute mich schon auf die Abrechnung mit der Mutter. Sie hatte mir 50 Pfennig gegeben, ich gab ihr 80 Pfennig zurück, wovon sie mir allerdings 25 Pfennig am nächsten Tag für die Fahrt wiedergeben mußte. Sie schüttelte den Kopf und sagte: "Was bist du doch für ein uneigennütziger Junge!" Meine Schwester hatte nicht die geringsten Gewissensbisse und es machte ihr nichts aus, daß sie nun noch zusätzlich das Fahrgeld haben mußte.

Ein anderesmal war Frühjahrsmarkt in Neumorschen. An einem Tag durften wir Kinder auch hingehen. Jeder bekam 10 Pfennig zum Verschnökern. Ich hatte Glück und bekam vom Vater wieder 5 Pfennig extra. Gleich an der zweiten oder dritten Bude hatte meine Schwester ihre 10 Pfennige wieder untergebracht. Ich lief vier Stunden lang auf dem Markt hin und her, betrachtete mir alles ein paarmal eingehendst, meine linke Faust mit den 15 Pfennig fest verschlossen haltend. Das Gefühl, mir etwas kaufen zu können, war bei mir so wunderbar, daß ich mich für nichts entschließen konnte. Erst, als die ersten Buden schon dicht machten, mußte ich mich förmlich zwingen, nun endlich eine Entscheidung zu treffen, und sie fiel dann auch. 10 Pfennig sollten wieder mit nach Hause gehen und für 5 Pfennig kaufte ich mir einen kleinen Schokoladenbären mit einem Kettchen um den Hals; der schien mir diese "Ausgabe" wert zu sein. Natürlich nahm ich ihn mit und verzehrte ihn nicht etwa. Meine Geschwister, insbesondere die L, wollten über den armen Meister Petz herfallen und ihn vierteilen. Ich mußte meine ganze Kraft und Autorität aufbieten, um dies "Unheil" abzuwenden. Der Bär hat dann noch über vier Wochen in unserem Glasschrank gestanden, bis meine Mutter mir beibrachte, daß die Schokolade alt und dann nicht mehr schmecken würde. Ich gab meinem Herzen einen Stoß und verabschiedete mich von dem "teuren" Stück. Alle bekamen ein kleines Stück ab. Ich nahm mir den Kopf mit dem Kettchen. Nun hatte ich endlich Ruhe und wurde von der Lisbeth nicht mehr gefragt: "Wie alt soll denn der olle Bär eigentlich noch werden? Der konnte doch wirklich längst gegessen sein!"

In Altmorschen war Sängerfest. Es waren Zuckerbuden aufgeschlagen und eine Bude mit einem Glücksrad, wo man vielerlei Dinge gewinnen konnte. Ich bekam 10 Pfennig, die ich wieder eisern festhielt. Das Glücksrad hatte es mir angetan. Man mußte mit der Faust auf einen Knopf schlagen, das Rad blieb stehen und zeigte eine Nummer an. Wer die Zahl 25 hatte, hatte freie Auswahl des Gewinns. Ich stand und stand am Rad und sah, wie die Gewinne verteilt wurden. Dreimal passierte es innerhalb einer Stunde, daß jemand die 25 hatte. Es verlockte mich sehr, ich dachte aber, so viel Glück wirst du nicht haben, und kam und kam zu keinem Entschluß. Es wurde dunkel und ich mußte nachhause. Da packte es mich endlich, es durchzuckte wie ein Blitz meinen Körper, das Herz schlug mir zum Halse heraus; ich schlug heftig zu, sodaß mir meine Faust sehr weh tat - und - ich traute meinen Augen und meinen Ohren nicht - 25, "freie Auswahl" rief die Budenbesitzerin. Ich war außer mir, wußte nun auf einmal nicht, was ich mir auswählen wollte in meinem "großen Glück". Eine Blumenvase hatte es mir angetan. Darüber würde sich die Mutter sicher freuen und der Groschen war sicher gut angelegt. Ich ließ mir die "schöne" blaue Vase geben und trug sie mit aller Vorsicht schnell nach Hause. Die ganze Familie bestaunte meinen Glückstreffer. Am anderen Tag holte ich Blumen hinein. Ich war stolz darauf, so etwas "Schönes" für so wenig Geld ins Haus gebracht zu haben.

Es war wieder Treibjagd. Fünfzehn Jäger kamen und fünfzehn Treiber (meistens Jungen). Ich war natürlich immer dabei. Zwanzig Pfennig konnten wieder verdient werden, denn so viel bekam jeder Junge dafür. Viele Rebhühner und ca. 50 Hasen waren die Strecke, die von einem Erntewagen dann geholt wurden. Ich ging auch gern als Einzeltreiber, mit nur einem oder zwei Jägern, auf die Jagd. Oft kam Herr Ehrbecks Schwiegervater von Kassel auf das Gut, um abends auf den Anstand zu gehen. Es war der alte Herr Heerdt, der Inhaber der Firma Spedition Heerdt in der Wolfsschlucht. Herr Ehrbeck saß auch sehr viel auf dem

Anstand, um Rehe und Hirsche zu schießen. Er war aber allgemein als schlechter Schütze bekannt. Wenn es galt, einen besonderen Hirsch zu erlegen, wurde mein Vater eingeschaltet, der ein guter Schütze war. Hatte er Erfolg, dann bekam er für den zerlegten Hirsch drei Mark Schweigegeld. Herr Ehrbeck wollte die Ehre haben.

Eines Tages mußte ich mit einem Herrn, der zu Besuch auf dem Hofe weilte, zur Rebhuhn- bzw. Hasenjagd gehen. Er wollte auf alle Fälle auch einen Jagdhund mitnehmen. Auf dem Hofe war z.Zt. keiner. Irgend jemand hatte ihm gesagt, daß der Dorfwirt einen besitze. Ich sollte mir diesen ausleihen. Ich lehnte ab mit der Begründung, daß dieser Hund, obwohl es ein Jagdhund sei, nicht auf Jagd dressiert sei. Das sei auch nicht nötig, meinte der Herr, ich könnte ihn ja an die Leine nehmen. Ich wußte aber ganz genau, daß mit dem Hund absolut nichts anzufangen war, und weigerte mich erneut, ihn zu holen. Der gute Mann ließ aber nicht nach. Nun, ich ging und dachte, du wirst es schon sehen, mein Herr. Der Hund kannte mich und lief gern mit. Die Katastrophe sah ich voraus. Ich hatte ihn an der Leine und los ging's zum Tor hinaus. Bei der ersten Witterung eines Hasen oder eines Rebhuhns war der Hund nicht mehr zu halten, das wußte ich und sagte es auch meinem "Scharfschützen". Es dauerte gar nicht lange, da passierte es. Mein Pseudo-Jagdhund riß mich förmlich mit, ich flog hin und ab ging die Post. Immer vor dem Gewehr hin und her. Auf einmal sprang ein Hase auf, der Hund hinterher. Ans Schießen konnte der komische Jäger garnicht denken. Mir war sehr bange darum, daß er schließlich noch den Hund erschöß. Die "Jagd" war zu Ende, den Hund konnte ich nicht wieder einfangen, der Jäger resignierte. Ich bekam 10 Pfennig für meine Tätigkeit.

Die gnädige Frau schenkte einem Jungen, es war ihr erstes Kind, das Leben. Sie war vorher nach Kassel zur Klinik gekommen. Eine furchtbare Nachricht traf ein - wollten es alle nicht glauben - sie war im Wochenbett gestorben. Ihre Leiche wurde nach Altmorschen überführt. Nur ein, zwei Jahre waren ihr vergönnt gewesen, an der Seite ihres Mannes auf dem Hofe zu leben. Auf ihrem Grab steht ein Denkmal: Eine abgebrochene Marmorsäule. Unser Lehrer sagte uns später, daß man solche Säule nicht auf ein Grab setzen dürfte. Sie sollte das "abgebrochene Leben" darstellen. Aber kein Leben sei "abgebrochen", weil Gott darüber zu bestimmen hätte, wie lange ein Mensch zu leben habe.

Ich half einem Bauern im Dorf, die Pferde am Drehbalken einer Häckselmaschine zu treiben. Auf einmal blieb ein Pferd stehen, schlug nach hinten aus und trat mich vor den Bauch. Zum Glück war gerade der Bauer in der Nähe. Er trug mich sofort von der Stelle weg. Ich rang nach Luft und konnte keinen Ton von mir geben, allmählich konnte ich wieder atmen. Man trug mich ins Bett und holte vom nächsten Dorf den Landarzt. Nach acht Tagen war ich wieder gesund, ich hatte noch einmal Glück gehabt.

Zigeuner waren wieder mal im Dorf und kamen auf den Hof, um zu betteln, Kunststückchen vorzuführen und die Zukunft vorauszusagen. Eine Zigeunerin schlich sich in unseren Garten und schnitt sich eine Schürze voll Gurken ab. Der alte Schweinefütterer hatte sie erwischt und schimpfte sie aus. Ich kam hinzu und hörte sie sagen: "Du alter Schweineprinz, was läufst du noch da herum, in einem halben Jahr bist du ja schon verfault!" Tatsächlich starb der alte Mann nach vier Monaten. Die Menschen glaubten wieder einmal an die Zigeuner. -

Eine andere Zigeunerin wollte meiner Mutter die Zukunft prophezeien. Dies ginge aber nur, wenn ein Laib Brot in unmittelbarer Nähe sei. Meine Mutter konnte sie nicht loswerden und holte einen Laib Brot. Die Zigeunerin spuckte dreimal auf das Brot und sagte nun meiner Mutter einiges über die Zukunft. Wir waren empört über diese Schweinerei. Das Brot konnten wir natürlich nicht mehr genießen. Das war ihr Trick. So kam sie zu einem ganzen Brot, das uns sehr fehlte.

Es war wieder einmal ein Fest in unserem Dorf. Eine Luftschaukel war aufgestellt. Meine Schwester Lisbeth brachte es fertig, das Schiff so hoch zu bringen, daß es das Zeltdach berührte. Wahrscheinlich aus Propagandagründen konnte sie hin und wieder einmal eine Fahrt kostenlos machen. So überredete sie mich, einmal mit in 'Ihr' Schiff zu kommen. Jetzt wollte sie erst recht zeigen, wie "tüchtig" sie war, immer höher ging's hinauf. Mir wurde übel, ganz hunds jämmerlich übel. Schreien half nichts, ich mußte warten, bis die Schaukel in gewohnter Weise stillstand. Ich war nicht fähig auszusteigen. Man trug mich nach Hause und der Arzt mußte kommen. Meine Schwester bekam eine Tracht Prügel. Einige Tage mußte ich das Bett hüten. Nie wieder bin ich auf ein solches Ding gegangen.

Die Zeit verging. Wir waren schon das vierte Jahr in Altmorschen. Ich war zwölf Jahre alt geworden. Es war Heuernte, viele Kinder waren am Wirken. Unter einer großen, dicken Eiche, dicht am Herrenhaus, wurde wieder der Lohn ausgezahlt. An einem Tisch saßen der Lohnbuchhalter, Herr Ehrbeck selbst und der Oberverwalter. Wir Kinder standen in einem langen Glied. Ich hatte voll gearbeitet, da wir Ferien hatten. Es war immer eine der schönsten Stunden, wenn ich "viel" Geld zu erwarten hatte: 80 Pfennig pro Tag, also 4,80 Mark für 60 Stunden. Ich wurde aufgerufen: "Wieviel Stunden?" Obwohl die Lohnliste fertig war, wurden wir zur Kontrolle stets noch einmal gefragt. "Der Hans bekommt von jetzt ab pro Tag eine Mark", sagte Herr Ehrbeck. Das war ja doch wohl nicht möglich, dachte ich und machte ein ganz verdutztes Gesicht. "Ja, ja," sagte er, "aber immer weiter so gut arbeiten!" Ich bekam sechs Mark auf den Tisch gelegt und mußte quittieren. Vor Freude konnte ich sie kaum aufnehmen und bedankte mich. Die Kinder, die das mitgehört hatten und zusahen, steckten die Köpfe zusammen. So etwas war noch nicht vorgekommen, daß jemand vorzeitig Lohnerhöhung bekam. Normalerweise bekam man erst vom 13. Lebensjahr ab eine Mark pro Tag. Ich fühlte mich wie ein König und brachte die frohe Botschaft mit den sechs Mark meiner Mutter, die aus dem Staunen wieder einmal nicht herauskam. Ein Extrafrühstück am anderen Morgen war die Belohnung.

Mein Vater hatte sich mit dem Domänenpächter erzürnt, weshalb, weiß ich nicht mehr genau. Es rührte wohl noch von der "gnädigen Frau" her. Ungefähr ein Jahr vor ihrem Tode ließ Herr Ehrbeck die gesamte Belegschaft antreten und eröffnete ihr, daß von nun an seine Frau von allen mit "gnädige Frau" angeredet werden sollte. Mein Vater nahm das zur Kenntnis, lehnte es aber ab. Dadurch gab es des öfteren Auseinandersetzungen. Das Verhältnis war gestört und mein Vater trug sich mit dem Gedanken, wieder nach Kasse! zu ziehen. Von meiner Mutter wurde er sehr unterstützt in seinem Vorhaben. Die Eltern dachten wohl auch an die Kinder, die in der Stadt mehr Möglichkeiten haben. An eine Gehaltsaufbesserung für den Vater war nicht zu denken, das wurde stets von Herrn Ehrbeck abgelehnt.

Eines Tages war es so weit, mein Vater hatte eine Stellung in Wolfsanger bei Kassel gefunden. Wieder versuchte er, uns Kindern den Umzug schmackhaft zu machen. Mir selbst lag an einem Wechsel nichts. War mir doch noch alles in Erinnerung, wie unangenehm ein Schulwechsel war, als wir nach Altmorschen zogen. Sollte es noch einmal so kommen? Nun, ich war seitdem vier Jahre älter geworden und redete mir selbst ein wenig Mut zu. Auch fragte ich meine Eltern, ob ich dort, wieder arbeiten könnte. Meine Mutter war froh darüber, daß die Kinderarbeit ein Ende finden sollte. So war nun eine Ära vorüber, die mir aber stets in Erinnerung blieb. Sie hatte viele Schattenseiten, aber ich möchte auch behaupten, daß sie mir für mein ganzes Leben viel mitgegeben hat. Sie hat mir früh den Ernst des Lebens offenbart und mir die Grundlage gegeben, um mein weiteres Dasein zu meistern. Die Schulergebnisse waren allerdings weniger befriedigend. Es war ein Glück, daß ich eine gute Auffassungsgabe hatte, so daß ich noch vieles nachholen konnte.

Anmerkung : Dieser Beitrag wurde mir von Manfred Sander, einem Enkel von Hans Ziegler, überlassen. (Otto Wohlgemuth)